

## DAS WAR MEINE RETTUNG

31.1.2019 N° 6 [ZEITMAGAZIN]

Frau Wörner, Sie sind umgeben von Frauen aufgewachsen. Wie war das für Sie?

Das war meine Realität, ein Dreigenerationenhaus voller Frauen. Unten lebte meine Urgroßmutter. Sie war Witwe, ihr Mann war im Ersten Weltkrieg gefallen. In der Mitte lebte meine Großmutter, deren Mann, mein Opa, im Zweiten Weltkrieg verstorben war. Und im obersten Stockwerk lebte meine Mutter mit mir und meiner Schwester, meine Eltern waren geschieden. Alle drei Frauen waren vom Schicksal getroffen, haben aber ein sehr eigenständiges und erfülltes Leben geführt und es ohne Männer gemeistert.

Welches Verhältnis hatten Sie zu Ihrem Vater?

Mein Vater war ein Planet für sich. Er hat uns besucht, er war aber nicht Teil unseres Alltags. Er hat eine wunderbare Art, mich zu begleiten, und ich habe einen engen, liebevollen Kontakt zu ihm. Es war nicht so, dass mir eine männliche Autorität gefehlt hat. Nur später mussten manche Männer sich erst mal beweisen – ich habe eben mehr auf Frauen gehört.

Was macht für Sie starke Frauen aus?

Das sind Frauen, die authentisch sind, die mit ihren Schwächen offen umgehen, die nicht perfekt sind. Und auch keine nach außen gerichtete Selbstoptimierung betreiben. Frauen, die ehrlich und hoch-emotional sind, die nicht stehen bleiben. Frauen, die in Kontakt mit sich sind und sich auch trauen zu sagen: Nee, Leute, ich bin aber so. Es ist langweilig, wenn alles geschönt und inszeniert ist, das Leben ist doch kein PR-Stunt.

Als Schauspielerin stehen Sie mehr noch als andere Prominente in der Öffentlichkeit.

Wie ergeht es Ihnen damit?

Ich nutze keine Social-Media-Kanäle, ich habe das von Anfang an abgelehnt. Wo die Notwendigkeit besteht, mich als Schauspielerin öffentlich zu präsentieren, jenseits meiner Arbeit, die per se öffentlich ist, akzeptiere ich das in einem klar abgesteckten Rahmen. Es ist nicht leicht, die Grenze zu ziehen, wo die Öffentlichkeit

Als Schauspielschülerin geriet Natalia Wörner in New York in eine Krise. Am Ende gab es nur einen Ausweg



Natalia Wörner,

51, ist in Stuttgart geboren und aufgewachsen. 1987 ging sie nach New York an das renommierte Actor's Studio, sie blieb dort zwei Jahre. Heute lebt sie in Berlin. Am 11. Februar ist sie in dem ZDF-Film »Vermisst in Berlin« zu sehen

aufhört und das Private anfängt. Wenn ich durch den Supermarkt gehe, will ich nicht gesehen werden. Das wäre mein Traum, meine Rettung, da haben wir's.

Nach dem Abitur gingen Sie an die Schauspielschule von Lee Strasberg. Aus Schwaben gleich nach New York, war das nicht ein zu großer Sprung?

Nein, ich hatte einen immensen Freiheitsdrang, wollte einfach weit weg. Ende der Achtzigerjahre war New York noch ein gefährliches Pflaster. Ich bin alleine in die Bronx und nachts durch den Central Park, habe Dinge getan, bei denen selbst ein New Yorker sagt: Spinnst du?

Woher kommt Ihr Abenteuergeist, Ihr Drang nach Freiheit?

Ich weiß es nicht. Schon als Jugendliche habe ich öfter die Schule gewechselt und war auf vier verschiedenen Gymnasien. Nirgends habe ich mich wohl- und heimlich gefühlt, habe alle zwei Jahre den Stecker gezogen und bin woandershin. Ich suchte etwas, ohne zu wissen, was es war. Heute bin ich viel geerdeter als

damals. Später habe ich meine Mutter gefragt, wieso sie mir die vielen Schulwechsel und New York eigentlich erlaubt hat. Sie meinte, es sei unmöglich gewesen, mich aufzuhalten, sie habe sich nicht durchsetzen können. Ich habe mich damals ein bisschen über ihre Antwort erschrocken.

Hatten Sie einen Plan, wie es in New York weitergeht?

Gar keinen. Es war so eine Mischung aus Naivität und Abenteuerlust. Es gab keine Strategie, aber es war ehrlich.

Wie war New York für Sie?

Die Stadt saugt einen auf. Zusammen mit der Schauspielschule, die einen so wieso innerlich aufreißt, war das damals zu viel. Hinzu kam noch eine unglückliche Liebe, bei der ich wusste, das geht für mich nicht gut aus, wenn ich bleibe. Die Situation war existenziell. Ich habe dann von heute auf morgen meine Koffer gepackt, alles abgebrochen und bin wieder nach Deutschland geflogen. Ich war auf der Flucht vor der Situation und auch vor mir selbst. Ich war, im Rückblick betrachtet, ziemlich radikal.

2004 waren Sie an der Westküste Thailands, als der Tsunami kam. Sie überlebten durch einen glücklichen Zufall. Wie kommen Sie mit den Erinnerungen zurecht?

Der Tsunami war für mich eine Zäsur. Menschen haben versucht, mir Erklärungen zu geben, warum ich überlebt habe. Ich fand diese aber weder tröstlich noch versöhnlich. Ich musste lernen, dass es keinen übergeordneten Sinn in dem gab, was geschah. Was Sinn macht, ist für mich: zu helfen. Wenn ich da bin, wo ich sein mag, kann ich auch für den da sein, für den ich da sein mag. Das ist die einfachste Formel für Hilfe. ♦

Das Gespräch führte Louis Lewitan. Er ist Psychologe und gehört neben der Fotografin Herlinde Koelbl, Evelyn Finger, Anna Kemper, Ijoma Mangold, Christine Meffert und Khuê Phạm zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe

Foto: Stefan Nimmesgern

Im nächsten Heft

Wir stellen Frühjahrs- und Sommermode und Accessoires vor, die wie Urlaub zum Anziehen sind. Und im Wochenmarkt gibt es Muhammara, eine syrische Paste, mit geröstetem Brot